

„Es gibt eine Gewinner-Verlierer-Struktur in unserer Gesellschaft“

Interview mit Andreas Reckwitz

Andreas Reckwitz ist einer der bedeutendsten Soziologen unserer Zeit. Sein Blick auf die Gesellschaft und ihre zugrunde liegende Struktur eröffnet Sichtweisen auf die Ungleichheiten und ihre sozialen Folgen. Im Interview zeigt er die Bruchstellen unseres Zusammenlebens auf.

TUP: Herr Reckwitz, worin unterscheidet sich für Sie die soziale Ungleichheit im 20. Jahrhundert von der im beginnenden 21. Jahrhundert?

Andreas Reckwitz: Wenn man es in diesem größeren historischen Rahmen sieht, zeigt sich, dass sich die westliche Sozialstruktur in den letzten Jahrzehnten deutlich gewandelt hat. Vergleicht man die klassische Industriegesellschaft – die industrielle Moderne der Nachkriegszeit bis in die 1970er-Jahre hinein – mit dem, was man spätmoderne Gesellschaft nennen könnte – wie sich das seit den 1980er-/1990er-Jahren entwickelt hat –, dann kann man feststellen, dass wir eine Auseinanderentwicklung der Lebenswelten von sozialen Gruppen beobachten. Für die industrielle Moderne war – zugespitzt formuliert – das Modell der nivellierten Mittelstandsgesellschaft in vielerlei Hinsicht durchaus treffend, um die Verhältnisse zu beschreiben: also eine verhältnismäßig große Egalität und kulturelle Homogenität mit einer großen Mittelschicht im Zentrum. Aber seit den 1980er-Jahren beobachten wir eine Ausdifferenzierung der Sozialstruktur. Sehr präsent war in den letzten Jahren die soziologische „Entdeckung“ einer neuen Oberklasse – das berühmte oberste 1 Prozent mit exorbitantem Vermögen. Ich möchte jedoch betonen, dass es auch innerhalb der 99 Prozent eine neue, in sich widersprüchliche Dynamik gibt. Vor dem Hintergrund der großen, alten Mittelklasse findet eine Art Paternostereffekt statt: eine Parallelität von Aufstiegs- und Abstiegsprozessen, von Aufwertungs- und Abwertungsprozessen.

Was meinen Sie damit?

Auf der einen Seite beobachten wir den Aufstieg einer neuen, sehr gut ausgebildeten Mittelklasse, die gewissermaßen aus der alten Mittelklasse emporsteigt, die Trägerin des kognitiven Kapitalismus, auf der anderen Seite den Abstieg einer neuen prekären Klasse, der neuen Unterklasse, der „Service Class“. Es ergibt sich so eine neue Polarität zwischen sogenannten Hoch- und Niedrigqualifizierten, vor allem im postindustriellen Sektor. Zwischen ihnen existiert weiterhin eine traditionelle Mittelklasse, die aber durch diese Entwicklung um sie herum ihren Status verändert. Kennzeichnend für die

spätmoderne Sozialstruktur ist also eine Dreier-Konstellation (plus der Oberklasse an der Spitze).

Der Klassenbegriff ist ein alter Begriff, was meinen Sie genau, wenn Sie von diesen Klassen sprechen, und auf welcher Ebene ist die Ungleichheit zu beobachten?

Den Klassenbegriff verwende ich in einem postmarxistischen Verständnis. Auf drei Ebenen unterscheiden sich die Klassen voneinander: Ressourcen; alltägliche Lebensführung; Macht, Einfluss und Prestige. Was in der klassischen Ungleichheitsforschung immer sehr betont wurde, ist die Entwicklung der Einkommens- und der Vermögensverhältnisse. Dass es da Auseinanderentwicklungen gibt, ist unstrittig – Stichwort Gini-Koeffizient. Aber um die Parallelität von Aufstiegs- und Abstiegsprozessen begreifen zu können, ist zentral, dass die Kultur dabei eine wichtige Rolle spielt, und zwar auf allen drei Ebenen. Es handelt sich um Differenzen auf der Ebene der Praktiken und Werte der alltäglichen Lebensführung, um Differenzen auf der Ebene des kulturellen Kapitals, das heißt der Bildung, sowie um Differenzen auf der Ebene des kulturellen Einflusses und des symbolischen Status in der Gesellschaft. Vor diesem Hintergrund erkennt man, dass die neue Mittelklasse, die Trägerin der Wissensökonomie, in vieler Hinsicht einen Aufstiegsprozess gar nicht unbedingt auf der Ebene des Einkommens, sondern auf der Ebene der Kultur erlebt. Man hat dort ein hohes Maß an kulturellem Kapital, man hat einen Lebensstil mit hohem Befriedigungspotenzial und von hohem gesellschaftlichem „Wert“ und ein hohes Maß an kulturellem Einfluss.

Und auf der anderen Seite?

Dort sehen wir einen radikalen Gegensatz zur neuen prekären Klasse, der neuen Unterklasse. Dort hat man nicht nur ein geringes Einkommen und Vermögen, sondern auch ein geringes kulturelles Kapital. Und man ist Objekt bestimmter symbolischer Entwertungsprozesse. Die symbolischen Aufwertungs- und Abwertungsprozesse sind – neben den Fragen von Einkommen und Vermögen – aus meiner Sicht fundamental, um die spätmoderne Sozialstruktur zu begreifen. Die neue Mittelklasse ist hier in vielerlei Hinsicht ein gesellschaftliches Leitmilieu, das zentrale kulturelle Werte der spätmodernen Gesellschaft trägt und dort hineintransportiert, etwa Normen wie Flexibilität, Selbstunternehmertum, Kreativität, Mobilität, lebenslanges Lernen. Aber auch solche wie Gesundheitsbewusstsein oder emotionale Kompetenz sind dort anzutreffen.

Die neue Unterklasse oder neue prekäre Klasse ist ein Objekt einer spiegelbildlichen kulturellen Entwertung. Ihr Lebensstil erscheint nicht mehr viel „wert“. Sowohl die Arbeiten, die dort getan werden, die körperlichen Routinetätigkeiten, die Normalisierungsarbeit, erscheinen sehr unspektakulär und sind gesellschaftlich bei Weitem nicht so anerkannt wie die Wissensarbeit. Aber auch was die alltäglichen Lebensstile angeht: das Verhältnis der Geschlechter, das Verhältnis zum Körper, das Verhältnis zur Gesundheit. Auch hier erscheint die neue Unterklasse als ein Ort dessen, was in der Gesellschaft nicht mehr wertvoll, ja problematisch erscheint. Das ist das Thema eines Unterschichtsdiskurses, den man seit den 2000er-Jahren beobachten kann.

Warum ist diese neuere Mittelklasse in einer gewissen Weise so wirkmächtig für Diskurse?

Die Postindustrialisierung der Ökonomie und die Bildungsexpansion spielen dafür eine wichtige Rolle. Sie haben beide die neue Mittelklasse ins Zentrum der Gesellschaft katapultiert. Wir erleben schon seit den 1970er-Jahren einen Abschied von der klassischen Industriegesellschaft. Noch Anfang der 1970er-Jahre in Westdeutschland hat die Hälfte der Erwerbstätigen im Industriesektor gearbeitet, und dies war kulturell prägend. Danach fand jedoch eine Postindustrialisierung und auch Deindustrialisierung statt, eine Erosion der klassischen Industrieberufe und Industrietätigkeiten.

Heute hingegen arbeiten rund 70 Prozent der Bevölkerung in den westlichen Industrieländern im tertiären Sektor, also im Dienstleistungssektor. Welche Folgen hat das für Ihre Analyse?

Es ist insofern entscheidend, als dieser tertiäre Sektor – Stichwort Postindustrialisierung – in sich sehr differenziert, letztlich gespalten ist. Wir haben auf der einen Seite eine Expansion dessen, was man Wissensarbeit nennen kann, also hochqualifizierte Tätigkeiten von der Forschung und Entwicklung über die Informationstechnologien bis zur Medizin, Bildung, Kreativberufe, unternehmensnahe Dienstleistungen wie Recht und Marketing usw. Wir haben auf der anderen Seite aber auch einen Aufstieg der sogenannten einfachen Dienstleistungen, was man als „New Service Class“ bezeichnen könnte.

Die Wissensarbeit, die hochqualifizierte Arbeit, hat gerade in den Metropolregionen an Bedeutung enormen gewonnen. Sie steht im Zentrum der neuen Wertschöpfungsketten des globalen kognitiven Kapitalismus. Ihre Trägerin ist eben die neue Mittelklasse. Damit hängt die Bildungsexpansion zusammen. Wir erleben eine starke Akademisierung der Ausbildung, sodass mittlerweile schon ein Viertel der Bevölkerung einen Hochschulabschluss hat. Die Akademiker und nicht zuletzt die Akademikerinnen machen also erstmals eine kritische Masse aus, sie haben eine Einflussmöglichkeit, die sie vorher nicht hatten, etwa auf die politischen Parteien, aber auch auf die großen Unternehmen und die Medien. Die kulturellen und politischen Liberalisierungsprozesse der letzten Jahrzehnte – vom Neoliberalismus bis zum Linkliberalismus – werden von ihr getragen.

*Die Industriearbeiter*innen waren ja prägend für das 20. Jahrhundert und insbesondere Adressat*innen sozialdemokratischer Politik. Gibt es diese*n „Arbeiter*in“ nicht mehr oder finden wir heute nicht mehr die richtige Ansprache für all jene, die in abhängigen Beschäftigungsverhältnissen leben?*

Tatsächlich war der Industriearbeiter nicht nur eine politisch einflussreiche Größe, er erschien in der industriellen Moderne auch kulturell von Wert. Diesen Stellenwert hat er seit den 1970er-Jahren verloren.

*Aber auch die Wissensarbeiter*innen sind im Kern doch Arbeiter*innen?*

In einem marxistischen Sinne würde man das so sagen. Es sind schließlich keine Personen, die über Produktionsmittel verfügen, es sind meistens abhängig Beschäftigte.

Aber entscheidend ist doch die Frage, ob sie ein gemeinsames Arbeiterbewusstsein oder Kollektivbewusstsein mit Personen in den sogenannten einfachen Serviceberufen haben. Und da spricht alles dagegen. Die Hochqualifizierten ziehen ihr Selbstbewusstsein aus kognitiver Arbeit, sie vertreten häufig auch globalistische und liberale Werte. Und auf der anderen Seite, wo es relativ stark körperliche Arbeit gibt – eigentlich das Erbe der Working Class –, also in den Serviceberufen, in den einfachen Dienstleistungen, haben wir in der Regel nicht mehr das positive Klassenbewusstsein, wie man das aus der klassischen Working Class Culture kennt. Wenn man sich dort als Klasse versteht, dann negativ.

Fehlt es vielleicht nicht gerade auch an einer kulturellen Übersetzung dieser sogenannten einfachen Arbeiterberufe hinein in Romane, auf die Theaterbühnen oder in moderne Lieder?

Offenbar fehlt es dieser Form von Arbeit in der postindustriellen Kultur an Anziehungskraft, an positiver Identifikationskraft. Das war in der klassischen Arbeiterkultur anders. Es gab dort das Bewusstsein, dass körperliche Arbeit gewissermaßen die Gesellschaft trägt. Das Bewusstsein: „Wir sind die Basis der Gesellschaft.“ Wenn wir streiken, dann steht die ganze Gesellschaft still. Die Arbeit selber war anstrengend und repetitiv, aber sie konnte im Zuge sozialistischer und gewerkschaftlicher Bewegung doch eine gewisse Identifikationskraft ausüben, auch als Ort von Solidarität. Das reichte bis in die intellektuelle Sphäre hinein, die in dieser Arbeiterkultur etwas Positives gesehen hat, man denke etwa an die „Arbeiterliteratur“ in den 1970er-Jahren in Westdeutschland. Das hat sich radikal geändert. Das Problem der Service Class heute ist häufig, dass es eine unsichtbare Arbeit ist. Und die leitenden Bewertungsmaßstäbe von Arbeit in der Spätmoderne haben sich postmaterialisiert: Arbeit soll befriedigend sein und Freude machen, schöpferisch und vielseitig sein. Das ist das Ideal, das von der neuen Mittelklasse getragen wird. Es geht also um attraktive gegen unattraktive Arbeit. Attraktiv ist die Wissensarbeit. Die Arbeit der Service Class ist gewissermaßen jene, die auf dem Arbeitsmarkt „übrig bleibt“. Dieses Attraktivitätsgefälle ist ein enormes Problem, ohne dass sich eine einfache Lösung aufdrängt. Das ist natürlich offensichtlich gesellschaftlich notwendige Arbeit – man erlebt es ja teilweise in der Corona-Krise –, aber mit einem geringen symbolischen Status. Wenn dann doch diese Form von Arbeit in kulturellen Diskursen oder kulturellen Repräsentationen vorkommt, dann eher als ein Objekt des Mitleids, als eine Gruppe von Unsichtbaren, die zu schlecht behandelt wird. Der Stolz der alten Arbeiterklasse ist jedenfalls dahin. Man sieht es zum Beispiel in der Literatur: Die Protagonisten von den meisten Büchern der Gegenwartsliteratur bewegen sich in der neuen Mittelklasse. Es gibt zwar einen kleinen Boom von autobiografischen Texten, in denen eine Unterklassenherkunft thematisiert wird, etwa die Bücher von Didier Eribon oder Edouard Louis oder auch das jüngste Buch von Christian Baron. Aber dieses Herkunftsmilieu erscheint dort als defizitär, zumindest ambivalent – man ist froh, ihm entronnen zu sein.

Kann man sagen, dass zwischen den 1970er-Jahren und heute durch ökonomische, arbeitsmarkttechnische und bewerbungskulturelle Rahmungen Dispositionen des Menschen entstanden sind, die ihn viel anfälliger für Wettbewerbssituationen machen?

Diese stärkere Verwettbewerblichung oder Ökonomisierung der Arbeitswelt in der Spätmoderne ist ja ein großes soziologisches Thema. Es ist wichtig zu sehen, dass dabei zwei Faktoren eine Rolle spielen. Der eine ist natürlich die Rolle des politischen Neoliberalismus, der die Transformation des Arbeitsmarkts in Richtung mehr Wettbewerb vorangetrieben hat, etwa über das Arbeits- und Sozialrecht, auch über die Schwächung der Gewerkschaften. Ganz ohne Zweifel hat das eine Rolle gespielt. Ich denke aber, dass diese Erklärung allein zu einfach ist. Es ist eine sehr beliebte Erklärung: Der Neoliberalismus ist für diese ganze Entwicklung verantwortlich. Der zweite Punkt ist nämlich: Die Postindustrialisierung des Kapitalismus als eine innerökonomische Dynamik hat ebenso entscheidend zu dieser Verwettbewerblichung beigetragen. Sehr viel stärker als der Industriekapitalismus tendiert der kognitiv-kulturelle Kapitalismus zu Winner-take-it-all-Märkten: also zu Konstellationen, in denen wenige überaus erfolgreiche Gewinner den vielen anderen gegenüberstehen. Das gilt für die Digitalökonomie, die Medizin, für die Kunst, für die Immobilien etc. Durch Mechanismen wie Skalierbarkeit kognitiver Güter und den Matthäus-Effekt der Aufmerksamkeitsökonomie ergeben sich erhebliche Unterschiede zwischen besonders erfolgreichen und weniger erfolgreichen Unternehmen. Das betrifft dann auch den Einzelnen in der Wissensarbeit. Auch hier spielt nun die individuelle Profilbildung eine wichtige Rolle, mit der man erst ein „Alleinstellungsmerkmal“ erhält, sich von anderen unterscheidet, und auch hier gibt es große Unterschiede des Erfolgs, auch zwischen Personen, die formal durchaus die gleiche Ausbildung haben. Die klassische industrielle Tätigkeit hingegen war stark standardisiert: Mit einer bestimmten Ausbildung konnte man eine bestimmte Position bekommen. Da war auch auf dieser Ebene große faktische Gleichheit und wenig Raum für Wettbewerb.

*Ganz im Gegenteil zu den heutigen Wissensarbeiter*innen.*

Innerhalb der Wissensökonomie gibt es viel fluidere Profile und viel dynamischere und veränderliche Anforderungskataloge. Es gibt häufig bestimmte Stellen, die individuell zugeschnitten sind auf ein ganz bestimmtes Profil. Und umgekehrt ist es so, dass auch die Bewerberinnen und Bewerber in der Wissensökonomie an ihrem individuellen Profil feilen, an ihrer Besonderheit und Differenz. Gerade die Besonderheiten, die Singularitäten sind in der Wissensökonomie interessant. Das ist auch für die Bewerberinnen und Bewerber attraktiv, man kann sich schließlich als Individuum gestalten. Auf der anderen Seite ist es ein komplexer Anforderungskatalog, der an den Einzelnen herangetragen wird, sodass der Erfolg oder Misserfolg auf diesen Märkten von Profilbildungen unberechenbar ist.

Ihre kulturelle Beschreibung der Sozialstruktur hat Ihnen viel Anerkennung zukommen lassen, und dennoch gibt es auch Kritiker wie Jürgen Habermas, die Ihnen vorwerfen, Sie würden die sozioökonomische Betrachtung der Gesellschaft vernachlässigen. Fühlen Sie sich in dem Punkt missverstanden, oder wo machen Sie bei sich selbst Lücken aus?

Jürgen Habermas ist ein verdienstvoller Theoretiker, gerade in der Politischen Philosophie. Aber ich denke, da haben er und andere bei mir doch etwas missverstanden. Klassisch ist ja, Ökonomie und Kultur als kategoriale Gegensätze zu begreifen, aber diesen Gegensatz mache ich ausdrücklich nicht mehr mit. Klassisch würde man sagen: Wenn es bei mir so viel um Kultur geht, dann muss das auf Kosten der Ökonomie gehen. Aber ich gehe ja gerade von der Verschränkung des Kulturellen und des Ökonomischen aus, ohne die man die Spätmoderne gar nicht mehr begreifen kann. Man muss sich das wirklich vor Augen führen: Gerade die „Immaterialisierung“, die Kulturalisierung der postindustriellen Ökonomie bringt ihre besonders radikale Verwertbewerblischung hervor. Der Kunstmarkt ist dafür ein klassisches Beispiel. Gerade die Wirtschaftssoziologie in Frankreich, an die ich hier anschließe – Autoren wie Boltanski, Karpik oder Menger –, haben das gut herausgearbeitet. Und: Indem am Ende immer mehr in der Gesellschaft als „kulturelles Gut“ erscheint – und nicht mehr als Standardgut –, wird sie noch mehr ökonomisiert – das gilt dann am Ende auch für Städte, Partner oder Schulen.

*Sie sprechen sehr passiv davon. Gibt es keine konkreten Profiteur*innen? Der Kapitalismus entwickelt sich ja nicht ohne Interessengruppen.*

Natürlich gibt es die. Aber tatsächlich würde ich – hier durchaus Marx folgend – die ökonomische Dynamik des Kapitalismus zunächst einmal als einen eigendynamischen Prozess sehen. Bestimmte Gruppen tragen dann diesen Prozess. So kann man auch die Postindustrialisierung begreifen: Sie war in den 1970er-Jahren eine Reaktion sowohl auf eine Sättigungskrise als auch auf eine Produktionskrise der fordistischen Industrieökonomie. Diese war nicht mehr expansionsfähig. Sie war sowohl auf der Ebene der Produktivität in eine Sackgasse geraten als auch auf der Ebene der Konsumentennachfrage, sodass man gewissermaßen auf andere Strategien ausweichen musste. Die globalen Produktionsnetzwerke, die Finanzialisierung, aber eben gerade auch die Expansion der Wissens- und Innovationsarbeit, das Setzen auf die Konsumentennachfrage nach kognitiven und kulturellen Gütern (Bildung und Tourismus beispielsweise), jedoch auch die Installierung eines Niedriglohnsektors einer Service Class – das sind alles Mosaiksteine der Transformation zur postindustriellen Ökonomie. Der „Verlierer“ dieses Prozesses ist eindeutig die westliche Arbeiterschaft der industriellen Moderne – einigen ihrer Kinder ist der Aufstieg in die neue Mittelklasse gelungen, vielen nicht.

Noch einmal zurück zu den Profilbildungen in der Wissensökonomie. Inwiefern führen die Profilbildungen von Personen auch zu einer subjektiven Überforderung? Dieser Wettbewerb scheint so omnipräsent, dass man selbst immer wieder – sei es im Privatleben oder auch im Berufsleben – sein Profil bilden muss oder sich selbst darstellen muss, um zu bestehen und zu einer bestimmten Schicht zu gehören.

Wir sind hier beim Prozess der Singularisierung von Subjekten angekommen. Bei der Singularisierung gibt es immer eine doppelte Buchführung: die spätmodernen Subjekte *wollen* ihr Leben singularisieren, es soll voller besonderer Momente sein, aber sie

sollen sich auch singularisieren, das heißt, es gibt soziale Normen der Authentizität und Attraktivität. Beides kann zu Überforderungsmomenten führen.

Welche treibenden Faktoren machen Sie hinter dieser Singularisierung aus?

Es gibt vor allem drei treibende Faktoren. Die Digitalisierung schafft einen öffentlichen Raum, in dem nur das überhaupt zur Kenntnis genommen wird, nur das sichtbar und anerkannt wird, was eine Differenz markiert, was anders ist, irgendwie außergewöhnlich, also nicht einfach nur der Norm entspricht, weil das unsichtbar bleiben würde. In der postindustriellen Ökonomie wiederum werden auch die Güter immer mehr zu Singularitätsgütern, die Nicht-Austauschbarkeit versprechen. Das gilt dann auch für den Profilierungswettbewerb zwischen den individuellen Berufs- und Arbeitsprofilen. Drittens haben wir eine lange zurückreichende kulturelle Tradition in der westlichen Moderne, die ein emphatisches Konzept von Individualität fördert. Das ist ein Erbe der Romantik, das lange Zeit in kulturellen Nischen existierte, das aber in der Spätmoderne und ihrer neuen Mittelklasse in den kulturellen Mainstream eingesickert ist. Ein Leben von der Stange genügt nicht mehr, individuelle Selbstentfaltung lautet die Devise. Was man vermeiden will, ist ein unauthentisches Leben.

Was sind die Kehrseiten dieser Entwicklung?

Zunächst: Der singularistische Lebensstil hat ein hohes Befriedigungspotenzial. Aber er hat auch ein hohes Enttäuschungspotenzial. Eine Ursache ist etwa der Imperativ der Selbstentgrenzung: Nie sind alle Möglichkeiten der Existenz ausgeschöpft, immer warten noch neue. Es gibt hier eine Verzichtsaversion. Eine weitere ist die große Bedeutung des subjektiven Erlebens für das Lebensglück. Das gelungene Leben wird gewissermaßen subjektiviert: Aber dieses Erleben als befriedigend oder unbefriedigend ist sehr unberechenbar. Schließlich bewegen sich die spätmodernen Subjekte immer mehr in Wettbewerbskonstellationen, wo es Gewinner und Verlierer gibt: nicht nur Arbeitsmärkte, auch Bildungs-, Partnerschafts- und Wohnungsmärkte. Schließlich institutionalisiert die spätmoderne Kultur auch Vergleichstechnologien auf breiter Front: Immer vergleicht man sich mit anderen – ob auf Instagram oder in einer Einkommensstatistik –, was zusätzliche Enttäuschungen birgt.

Kann man den Erfolgreichen in dieser Gesellschaft der Singularitäten unterstellen, dass ihnen ein Gefühl der Solidarität für das Ganze eher abgeht, oder sind sie besonders damit ausgestattet?

Ganz generell ist die spätmoderne Kultur eine, die sich von individualistischen Werten wie Selbstverantwortung und Selbstentfaltung leiten lässt. Das heißt nicht, dass das Soziale fehlt, aber es tritt etwa in der neuen Mittelklasse in besonderer Form auf. So sind in der Wissensarbeit Kooperationsfähigkeit und Teamwork gefragt. Dabei gehen Kooperation und Wettbewerb häufig Hand in Hand, etwa bei der Projektarbeit. Auch werden kosmopolitische Werte vertreten, sodass eine Verantwortung für andere jenseits des Nationalstaats gesehen wird. Solidaritätsbeziehungen innerhalb des Nationalstaates sind dann umgekehrt schwächer. Ob sich das jetzt wieder ändert? Das meinen ja manche, dass diese große Herausforderung der Corona-Krise etwas ist, was

offensichtlich alle betrifft. Dann könnte sich so etwas wie ein gesamtgesellschaftliches Bewusstsein herausbilden. Wir sind alle betroffen. Ob das dauerhaft der Fall sein wird, das muss man erst einmal abwarten.

Wenn wir über Solidarität sprechen, sprechen wir auch über das aktuelle Krisenphänomen. Zeigt sich in der Corona-Krise nicht ein Stück weit die Absurdität der Gesellschaft, die Sie beschreiben? Diejenigen, die systemrelevant sind, sind zugleich ökonomisch am schwächsten ausgestattet, schlecht bezahlt und oft prekär beschäftigt. Ist die Krise die Perversion einer Gesellschaft, die Sie beschreiben?

Einige der sogenannten Servicetätigkeiten in der neuen prekären Klasse erscheinen nun tatsächlich als unverzichtbar. Man muss aber etwas genauer hinschauen. Auch in der Service-Klasse ist es so, dass es ganz unterschiedliche Segmente gibt. Einige erscheinen in der Corona-Krise als hochgradig systemrelevant, die sprichwörtlichen Supermarktkassiererinnen. Aber die ganze Servicetätigkeit im Bereich Gaststätten, Hotellerie, da steht die Arbeitslosigkeit vor der Tür. Auch die Erntehelfer in der Landwirtschaft erhalten wenig Applaus. Das sind im Grunde zwei berufliche Gruppen innerhalb der gleichen Klasse. Wiederum ist der Unterschied der, welche Gruppen nun sichtbar werden und welche unsichtbar bleiben.

Jetzt ist ja mit dem Aufkommen der Corona-Krise und auch im Zuge der Finanzkrise vor gut zehn Jahren und trotz der ökonomischen Entwicklung seit Ende der 1970er-/Anfang der 1980er-Jahre plötzlich doch wieder ein funktionierender Staat gefragt. Wie können Sie dieses scheinbare Paradoxon erklären?

Das ist ein entscheidender Punkt, dass sich gegenwärtig ein Paradigmenwechsel im Bereich des Politischen anbahnt. Mit der Entstehung der spätmodernen Gesellschaft, der postindustriellen Ökonomie, auch der stark individualisierten Lebensstile seit den 1980er-Jahren, hat sich zunächst parallel ein Dynamisierungsliberalismus verbreitet, der sehr stark auf Globalisierung setzte – Stichwort ökonomischer Neoliberalismus –, der aber zum Beispiel auch sehr stark auf kulturelle Dynamisierung und Mobilisierung setzte – Stichwort progressiver Linksliberalismus. Jetzt haben wir schon seit einigen Jahren – die Finanzkrise war hier eine Art Auslöser, auch der Aufstieg des Populismus war ja in vielerlei Hinsicht ein Symptom dieser Entwicklung – den Prozess, dass dieser Dynamisierungsliberalismus in eine Krise geraten ist und nicht mehr wirklich als Problemlöser erscheint, sondern eher als ein Paradigma, das Probleme schafft. Ein neues Paradigma hat sich bisher eher angedeutet als komplett herausgeschält. Aber es wird deutlich, dass man von der Politik stärker erwartet, dass sie nicht immer weiter dynamisiert, sondern Regeln setzt, für die Märkte und für individuelles Verhalten. Das betrifft die sozioökonomische Infrastruktur der Gesellschaft, etwa in Bereichen wie Gesundheit, Wohnen oder Bildung. Das betrifft auch Fragen von Gemeinsinn und kultureller Integration. Dies deutet in die Richtung eines gewissermaßen einbettenden oder regulativen Liberalismus. Es ist gut vorstellbar, dass die Corona-Krise dem einen zusätzlichen Schub gibt: Eine funktionierende öffentliche Gesundheitsversorgung und ein staatliches Risiko- und Krisenmanagement erscheinen nun ebenso unerlässlich wie eine Kultur der sozialen Rücksichtnahme. Auch die Frage

der Sicherheit stellt sich nun noch einmal neu. Gerade die Frage nach der Notwendigkeit einer robusten öffentlichen Infrastruktur im weitesten Sinne für alle wird vermutlich in der kommenden politischen Agenda wichtig werden – übrigens für Linke und Konservative gleichermaßen.

Interview: Peter Kuleßa

Dr. Andreas Reckwitz

ist Soziologe und Kulturwissenschaftler. Er ist Professor für Allgemeine Soziologie und Kultursoziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin.

E-Mail: andreas.reckwitz@hu-berlin.de

Das Interview wurde Ende April 2020 geführt.